



Der Osten hat auf den Westen nur gewartet: So erklärt das Deutsche Historische Museum die Vereinigung der beiden Staaten.

Foto Daniel Biskop

Alternativlos: Noch eine Einheits-Ausstellung in Berlin

Das man so etwas noch einmal machen kann, zwanzig Jahre danach, als Ausstellung im Deutschen Historischen Museum, eine Aufzählung von Daten, die jedem bekannt sind, illustriert mit Fotografien und Filmausschnitten, für die fast ausnahmslos dasselbe gilt, und darüber hinaus wird keine neue Frage gestellt, auch keine alte, sondern einfach der Titel abgearbeitet: „Der Weg zur Einheit“ – dass man so etwas noch einmal machen kann, hätte man nicht gedacht.

Als stellten sie die Informationen der Bundeszentrale für politische Bildung zusammen, präsentieren die Kuratoren, was in jenen elf Monaten zwischen Mauerfall und Vereinigung geschehen ist. Von den Botschaftsflüchtlern in Prag

über die geöffneten Schlagbäume auf der Bornholmer Brücke über die freien Wahlen zur Volkskammer über die Währungsunion über die Treuhänder und den Einigungsvertrag bis zum Feuerwerk vor dem Brandenburger Tor vollzieht sich alles wie ein Abzählreim. Geschichte, so erzählt, kennt keine verpassten Möglichkeiten; sie kennt noch nicht einmal Alternativen. Wenn Politiker das tun, damit ihr Handeln im Nachhinein unvermeidlich erscheint, ist dahinter wenigstens ein Interesse zu erkennen. Aber ein Museum?

Der Preis, den die Ausstellung für ihre Denkfaulheit zahlt, zeigt sich schon am Anfang, wenn die Ereignisse aus dem Herbst 1989, all das also, was Joachim Gauck als Lektionen in Freiheit

dem ganzen Land gerade erst wie neu erzählt hat, unter der Rubrik „Prolog: Die Friedliche Revolution“ abgetan werden. Als hätten die Menschen nicht zuerst „Wir sind das Volk“ gerufen statt „Wir sind ein Volk“.

Wer das übergeht, für den blicken die Bürgerrechtler auf ihrer letzten Montagsdemo „mit Stolz auf die erreichten Ziele“, für den wirken die Verhandlungen mit den Siegermächten, als sei Helmut Kohl mit Michael Gorbatschow in Strickjacke spazieren gewesen und habe bei George Bush auf dem Sofa gesessen. Wer es so erzählt, für den haben die damaligen Ereignisse keine innere Vorgeschichte, die für die Zukunft hätte beachtet werden müssen. Für den führt der Weg zur Einheit über die Fanmeile.

„Ich wünsche mir nur, dass man fair zu uns ist“, sagt ein Ostdeutscher in einem der Fernsehbeiträge zur Feier am Brandenburger Tor, „ansonsten freuen wir uns unheimlich.“ Ein paar Schautafeln daneben liegt der Titel des „stern“, der zum „Endspurt zur Einheit“ schreibt: „Was sie uns bringt, was sie uns kostet.“ In der Ausstellung sprechen diese Unterschiede nur zu dem, der diese Zeit erlebt hat, und erst als die Schulklassen kommen und lesen und schauen und staunen, fällt einem auf, dass das längst nicht mehr alle sind. Vielleicht muss man es tatsächlich noch einmal machen. Nur eben nicht so.

MARCUS JAUER

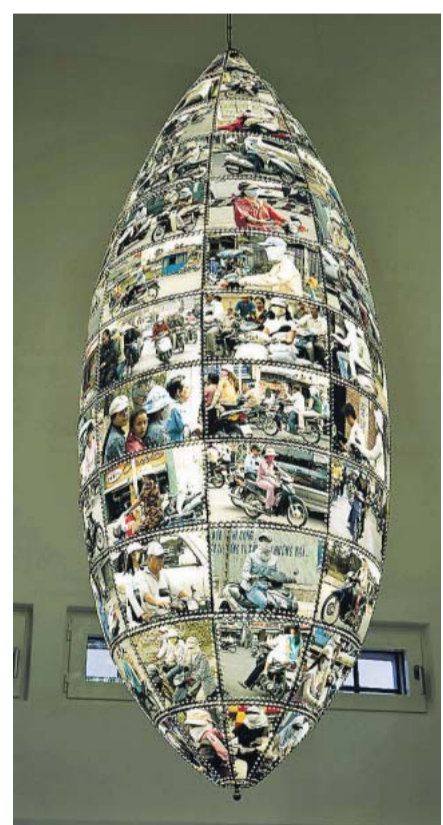
1990 – Der Weg zur Einheit. Deutsches Historisches Museum Berlin, bis zum 10. Oktober.

Schön ist, was nicht im Rahmen des Denkbaren liegt

In den Hamburger Deichtorhallen sind neueste Entwicklungen im Bereich von Film- und Videokunst zu sehen

Was passiert hier? Aus einem kleinen Loch in der verwitterten Hauswand bröseln Schutt. Das Licht ist düster, die Umgebung scheint zu wackeln, als schüttelte eine Art Beben die ganze Szene. Das Loch wird größer; die Ränder sind nun ausgefranst, das Innere der Mauer, das Material, bisher Jahrhunderte eingeschlossen, ist hell und hat jetzt Kontakt mit der Luft. Das Loch wird zu einem weißen Fleck auf der beinahe schwarzen Wand, wirkt wie ein Lichtpunkt. Etwas bahnt sich den Weg nach außen, will raus ins Freie – dort ist Paris.

Die Öffnungen lassen nun eine Form erkennen. Man sieht Arbeiter mit schwerem Gerät in dem abrisseifen Haus hantieren; sie fräsen einen kreisrunden Schnitt von mehreren Metern Durchmesser in die Mauer, später folgen weitere Einschnitte unterschiedlicher Größe in Boden und Trennwände. Das marode Bauwerk scheint nun von innen durch die Geometrie der neuen Leerräume zusammenzuhalten. Der Film zeigt, wie sich ein Haus, das Anfang der siebziger Jahre dem neuen Pariser Einkaufszentrum „Les Halles“ und der neuen Ikone des Museumsbetriebs, dem Centre Pompidou weichen musste, durch einen dekonstruktivistischen Eingriff von Gordon Matta Clark in ein Kunstwerk, eine utopische Bühne verwandelt. In einem Film, der jetzt in Hamburg zu sehen ist,



In Hamburg werden filmische Werke von Gordon Matta Clark bis zu Claus Föttingers „Hanoi-Saigon“ gezeigt. Foto Ivo Faber

dokumentierte er 1975 seinen anarcho-skulpturalen Eingriff, den „Conical Intersect“ in die Bausubstanz aus dem 17. Jahrhundert, eine Aktion, die heute als Urszene einer architekturorientierten Performancekunst gilt.

Diese legendäre Arbeit der sechziger Jahre ist in Hamburg im Zusammenhang mit einer weniger berühmten, aber nicht weniger grundlegenden Raumerfindung zu sehen, der „Line describing a cone“ des Engländers Anthony McCall aus dem Jahr 1973, die ebenfalls einen immateriellen Raum erzeugt – hier geschieht es durch einen Lichtstrahl im Nebel, der ein Volumen zu erzeugen scheint. Der leeren Spirale steht hier ein modernes, räumliches Trompe-l'oeil gegenüber. Beide Kunstwerke eröffnen einen Diskurs über die Frage, welch ein Raum jenseits dessen, was wir „Stadt“ oder „Museum“ nennen, noch denkbar wäre, beide sind Utopiker der Raumkunst.

Der freie Blick, die plötzliche Möglichkeit, das alles anders sein könne; dieser utopische Furor ist vielleicht ein verbindendes Motiv, das die weitgefächerte Sammlung auszeichnet, die zur Zeit in den Hamburger Deichtorhallen zu sehen ist. Julia Stoschek, eine junge Sammlerin aus Düsseldorf, stellt hier erstmals eine Auswahl ihrer ungefähr vierhundert Werke umfassenden Privatsammlung im Museumskontext aus. Ihr Haupt-

interesse gilt der Film- und Videokunst aber auch der Fotografie und Installation. Seit 2002 sammelt Stoschek mediale Kunst und hat in einem geradezu atemberaubenden Tempo eine der vielfältigsten und beeindruckendsten privaten Sammlungen dieser Art in Europa zusammengetragen, die sich von den von Galeristen vorkonfektionierten Kollektionen anderer Sammler wohlthuend unterscheidet. Durch ihre vielschichtige Vernetzung mit Künstlern, Kuratoren und Museen gehört sie zu den gestalten- und Einfluss nehmenden Sammlern in der Szene und sitzt unter anderem in der Ankaufskommission des Museum of Modern Art in New York und im Board der Berliner Kunst-Werke.

Insgesamt werden dreißig Film- und Videoarbeiten gezeigt, darunter mehr als zehn aus den späten sechziger- und frühen siebziger Jahren, den Anfängen der Film- und Videokunst. Mehr als fünf- undzwanzig Werke, die hier zu sehen sind, entstanden in den Jahren 2000 bis 2009 und bieten so ein Panorama der jüngsten Entwicklungen. Ergänzt werden die Filme durch ungefähr zwanzig Fotografien und Skulpturen, ebenfalls überwiegend aus den vergangenen zehn Jahren. Vertreten sind etablierte Künstler wie Pipilotti Rist mit der titelgebenden Arbeit „I want to see how you see“ oder Tony Ourslers Projektion „Sixth“, aber auch echte Entdeckungen. Die jüngeren Arbeiten kreisen dabei oft um das Thema des eigenen Körpers: Patty Chang machte 2003 in „Fan Dance“ ihren Körper zur Leinwand einer jacksonpollockhaften, windgesteuerten Farbspritzaktion, Alex Mc Quilins Video „Fucked“ aus dem Jahr 2000 erweitert das Themenspektrum um die Reflexion der eigenen Sexualität wie auch Jen De Nikes „Wrestling“ (2002) und „Girls like me“ (2006). Utopie und Apokalypse sind die Themen der technisch aufwendigen Videoarbeiten von Doug Aitken, Robert Boyd und Paul Chan.

Insgesamt ist hier ein gelungenes, mitreißendes Panorama der Entstehung und Entwicklung der Film- und Videokunst seit den Anfängen in den sechziger Jahren entstanden. Die vielkritisierte Allianz von Museen und Privatsammlern kann also doch schöne Früchte tragen – was keine unwichtige Erkenntnis ist in Zeiten, in denen die Museen immer neidischer auf Pracht und Etatfülle der privaten Kunsttempel schauen. IVO GOETZ

I want to see how you see. Arbeiten aus der Julia Stoschek Collection. Hamburg, Große Deichtorhalle, bis 25. Juli. Der Katalog kostet 24,90 Euro.

Ist Obama schuld an der Ölpest? Oder Bush?

Katastrophenschutz und Wahrnehmungspsychologie: Was das BP-Desaster mit der Finanzkrise zu tun hat

Wer ins Weiße Haus einzieht, verliert die Freiheit, bei jeder Gelegenheit genau das zu sagen, was er denkt oder denken könnte. Darum wird Präsident Obama sicher nicht vor die Kameras treten und verkünden, es sei gar nicht so weit hergeholt, die anhaltenden Kriege im Irak, in Afghanistan und im nordwestlichen Pakistan sowie den Anschlagversuch auf dem Times Square in eine lange Kette von Vorkommnissen einzufügen, die zum Teil auf Amerikas Abhängigkeit von ausländischem Öl zurückzuführen seien. Allenfalls kann das ein Politiker sagen, der gern Präsident geworden wäre. Wenn Al Gore also derart unverblümt seinen Landsleuten in „The New Republic“ die Meinung sagt, mag der oberste Leser im Weißen Haus ein wenig neidisch werden auf den ehemaligen Vizepräsidenten, der sich jetzt als Vorstandsvorsitzender der Alliance for Climate Protection zu Wort meldet. Aber selbst Gore versteckt diese Einsicht in einem Artikel mit einer völlig anderen Zielrichtung. Eigentlich will er erklären, warum die Ölkatastrophe „alles ändern“ könnte.

Zu ändern versucht Gore ja nun schon seit Jahren das Umweltbewusstsein Amerikas, wenn nicht der Welt. Es fällt ihm darum nicht schwer, die Ölpest im Golf von Mexiko einem Unglück zuzuordnen, das noch viel gewaltiger ist. Und an das wir uns inzwischen gewöhnt haben. In Tonnen gemessen, schreibt Gore, entspreche die Ölmenge, die nach den ungünstigsten Berechnungen täglich ins Meer sprudelt, dem menschengemachten Kohlendioxidausstoß, wie ihn die Atmosphäre alle drei Sekunden zu verkräften habe. Oder anders verdeutlicht: Jedes kohlenbetriebene Kraftwerk verpöste die Umwelt täglich dreimal mehr als die defekte Ölquelle. Von solchen Kraftwerken seien in den Vereinigten Staaten aber vierzehnhundert in Betrieb. Was kaum jemanden störe, weil Kohlendioxid eben unsichtbar, geruchlos und geschmacksfrei sei und an ihm auch kein Preisschild hänge, ganz im Gegensatz zur „unangenehmen Wirklichkeit“, die jetzt an die Golfküste schwappe und den geballten Volkszorn hervorruft. Gerade darauf aber setzt Gore seine vielleicht allzu große Hoffnung. Ist die Klimaerwärmung noch zu abstrakt, um die Leute wirklich aufzurütteln, könnte jetzt das „bewusstseinsverändernde Ereignis“ vor der Küste von Louisiana die Wende bringen: „Es ist einer jener erhellenden Augenblicke, die wie wenige zur Folge haben, dass wir etwas auf lange Sicht betrachten.“

Von einer Wende spricht auch Tony Hayward, der seltsam ungeschickte Chef des Ölkonzerns British Petroleum. Er hat dabei aber nur das Vorgehen bei Meeress Bohrungen im Sinn: „Wenn wir Herzen und Sinn der betroffenen Gemeinden gewinnen können, dann haben wir das Potential, unser Ansehen zu steigern, statt es zu beschädigen.“ Bisher gibt es dafür nicht die geringsten Anzeichen. Als gewiss gilt dagegen, dass die staatlichen Sicherheitsauflagen deutlich verschärft werden. BP hatte zwar einen Krisenplan, der sogar von den amerikanischen Behörden gebilligt wurde, aber es sei, wie „Newsweek“ berichtet, ein „ziemlich dürftiges Dokument“. Das Unternehmen, das die vergangenen Jahre schwer an seinem Image arbeitete und sich mit grünem eingefärbtem Logo als Beyond Petroleum zu empfehlen suchte, wird nun nicht unverschuldet als „Biggest Polluter“ und „Beyond Parody“ geschmäht. Vor allem wird ihm vorgeworfen, viel zu langsam auf den Unfall reagiert zu haben.

Das freilich bekommt auch der Präsident zu hören, nicht nur von seinen eingefleischtesten Gegnern. Die aber entkräften, indem sie wieder einmal forscht über die Stränge schlagen, ihre eigenen Argumente. In „Time“ erinnert Joe Klein die Republikaner daran, dass sie es waren, die im Kampf um die Präsidentschaft „Drill, baby, drill!“ riefen und den Staat aufforderten, sich da gefälligst nicht einzumischen. Angesichts eines Vorfalles, der ihrer Parteideologie so ungelungen kommen müsse, hätten sie einfach Obama verantwortlich gemacht. Klein widerspricht genüsslich Sean Hannity, dem erzkonservativen Moderator von Fox News, der sogleich rief: „Obamas Katrina!“ In Wahrheit sei es George W. Bushs Katrina Nummer zwei. Denn kein anderer als Vizepräsident Dick Cheney habe sich, kaum übergewechselt von seinem Eheposten beim Energiedienstleister Halliburton ins Regierungsamt, um eine Lockerung der Bohrvorschriften gekümmert. Obama sei lediglich vorzuwerfen, dass er diese „Verschmutzung des Lebens unserer Nation“ nicht schnell genug bereinigte.

Kunst im Schutzkeller

Sammlung Goetz im Haus der Kunst

Die Sammlung Goetz bekommt eine Dauerpräsenz im Haus der Kunst. Die beiden Münchner Institutionen gaben jetzt bekannt, dass Ingvild Goetz ab Februar 2011 Thementausstellungen aus ihrer Sammlung künstlerischer Videos und Filme im Haus der Kunst zeigen wird. Zweimal dreimal im Jahr soll das Programm wechseln. Das Haus der Kunst stellt da-

Das dieses Zögern durchaus symptomatisch für Obamas Politikstil sei, will nun aber Bradford Plumer in der „New Republic“ belegen. Er erinnert daran, dass Obama sich im Wahlkampf, als die „Drill“-Kampagne der Republikaner ihren Höhepunkt erreichte, für das küstennahe Ölbohren aussprach. Das galt damals als kluger Akt eines vermittelnden Pragmatismus. Der gewählte Präsident ernannte Senator Ken Salazar aus Colorado, einen Befürworter der Ölförderung, zum zuständigen Minister. Plumer legt nahe, dass wegen der von Salazar gesetzten Prioritäten die Prüfung der von BP eingereichten Unterlagen verschleppt worden sei.

Jonathan Alter, der soeben mit dem Buch „The Promise“ eine vielbeachtete Analyse des ersten Jahres der Regierung Obama vorgelegt hat, versteht die Ölkatastrophe als „perfekte Metapher“ für eine Präsidentschaft, der es auferlegt sei, ins ererbte Durcheinander, ob im Finanzsektor, in der Autoindustrie, in Afghanistan oder, wie jetzt, in der deregulierten Gas- und Ölsparte, wieder Ordnung zu bringen. In „Newsweek“ lobt Alter den Präsidenten für seine von Emotionen freien Entscheidungen hinter verschlossenen Türen, tadelt ihn aber für den Mangel an Emotionen,

Blick in amerikanische Zeitschriften



The New Republic, 10. Juni und 22. Juli, 1331 H Street, NW, Suite 700, Washington, DC 20005

Forbes, 7. Juni, 60 Fifth Avenue, New York, NY 10011

Newsweek, 7. und 14. Juni, 395 Hudson Street, New York, NY 10014

Time, 7. Juni. Time & Life Building, Rockefeller Center, New York, NY 10020

The New York Times Magazine, 6. Juni, 620 Eighth Avenue, New York, NY 10018

wenn er der Öffentlichkeit diese Entscheidungen näherbringen müsste: „Er vergisst, dass es nicht dasselbe ist, ein großer Professor oder ein großer Kommunikator zu sein.“ Keiner erwarte von ihm, sich in Aquaman zu verwandeln und eine Meile hinab in den Ozean zu tauchen, um mit bloßen Händen die Ölquelle zu verschließen. „Aber wir verlangen von ihm, dass er uns zeigt, wie er regiert, nicht nur, dass er uns erzählt, er habe es getan.“

Auch im Sonntagmagazin der „New York Times“ prangert David Leonhardt die Firma BP für eine Profitgier an, die sich indes erst unter dem Wohlwollen einer um Sicherheit und Umwelt unbesorgten Regierung voll entfalten konnte. Leonhardt meint aber, zudem einen „universal menschlichen Faktor“ im folgen-schweren Spiel zu entdecken. BP habe gänzlich versagt, die tatsächliche Gefahr eines unwahrscheinlichen Vorgangs abzuschätzen. Das gehe uns allen so. Wenn wir uns einen Vorgang nicht vorstellen könnten, unterschätzen wir die Möglichkeit seines Wirklichwerdens. So tauche der sprichwörtliche schwarze Schwan auf. BP habe sich im Grunde nicht anders verhalten als die Trader an der Wall Street, die nicht ans Platzen der Blase glaubten, und die Immobilienkäufer, die Darlehen mit Geschenken verwechselten.

Umgekehrt, so Leonhardt, überschätzen wir die Wahrscheinlichkeit jeden Vorgangs, den wir uns ausmalen könnten. Deshalb sei es nach den Terrorangriffen auf New York und Washington sogleich zu Überreaktionen gekommen. Jetzt lasse die Phantasie uns im Stich, wenn es um amerikanische Schatzbriefe und ihre bedingte Krisenfestigkeit gehe. Oder um die Klimaerwärmung und ihre Auswirkungen in Form von überfluteten Hafentstädten. Die Hoffnung, dass es nur geringe Chancen für einen Staatsbankrott oder den nassen Untergang von New York gebe, sei naturbedingt. Weise sei sie deswegen aber nicht. JORDAN MEJIAS

Diesseits von Afrika



Die Wissenschaft hat festgestellt

Jetzt hat auch die Naturwissenschaft bestätigt: Deutschland wird Weltmeister. Der amerikanische Hirnforscher Matthew Fuxjager und seine Kollegen sind punktlich zum Halbfinale gegen Spanien zu diesem Ergebnis gekommen. Es ist eindeutig. Denn die deutlichen Siege dieser Weltmeisterschaft haben in den Gehirnwindungen von Schweinsteiger & Co

den Pegel an männlichen Hormonen in einem erfolversprechenden Maß ansteigen lassen. Die Wirkstoffe stärken die Motivation und den beim Fußball so unverzichtbaren Killerinstinkt, der sich im Spiel gegen Argentinien mit feuriger Eleganz paarte. Ein Ausreißer wie gegen Serbien ist naturwissenschaftlich nicht mehr zu erwarten und würde allen Forschungen widersprechen. Der mentale Vorteil liegt klar bei uns: Kein Team hat so große Erfolge vorzuweisen wie wir, weder die Niederlande noch Uruguay, noch Spanien. Die deutsche Mannschaft kann jetzt gar nicht mehr anders als gewinnen.

Gefahr droht nur noch vom spanischen Stürmer David Villa. Bei ihm dürfte auch ein gefährlich hoher Anteil männlicher Hormone nachzuweisen sein: Er schoss fünf Tore allein bei dieser WM. Achtung vor seinen tierischen Seiten. Und vielleicht noch beim spanischen Torhüter Casillas, der den entscheidenden Elfmeter gegen Ghana parierte. Das war aber eine nervenaufrei-

bende Wackelpartie. Dreizehn Tore der Deutschen werden aber genügen, dass wir wieder als Sieger aus dem Käfig von Durban gehen. Käfig? Ach, eine zu vernachlässigende Kleinigkeit. Die Ergebnisse stammen zwar aus dem Hirn von Mäusen, die bekanntlich nicht Fußball spielen. Die Tiere durften sich – so die Forscher – aber kräftig an vertrauten und fremder Stätte balgen und erleben somit Heim- und Auswärtssiege.

Und hier folgt das finale Argument, das alle Kritiker verstummen lässt: Die Forscher fanden heraus, dass besonders Heimsiege ihre antreibenden Spuren hinterlassen. Die deutsche Mannschaft tritt gegen Spanien an heimischer Stätte an. Wir haben ja schon gegen die Australier in Durban gespielt – gewannen mit 4:0. Dort sollen es angenehme sechzehn Grad werden, vielleicht fällt ein bisschen Regen. Optimal für einen fulminanten Heimsieg und jede Menge männliche Hormone. Die Natur wird es schon richten heute. swka